

(Nachdruck verboten.)

53]

Der Entgleiste.

Von Wilhelm Holzamer.

Die Feierabendglocke tönte vom Städtchen her.

Ein Klang herüber aus einer fernen Welt. Aus dem Lande der Gleichgemachten und Uneigenen, der Braven und Richtenden.

Weiß Harmonieerklärungen fielen ihm ein.

War dort nicht Harmonie bei diesen guten Bürgern und braven Spießern? Gleichklang? O ja, weil Klanglosigkeit, weil kein eigener Klang.

Aber war davon nicht schon viel stark und wirksam in ihm geworden?

Er sah ins dämmernde Land hinaus — und hell wuchs daraus das Bild seiner Heimat. Damals, als er ein Bub war und widerhaarig war und seine Streiche verübte, als er sich mußte strafen und „stumpieren“ und zurückstellen lassen, war er da nicht viel eher er selber als heute?

Oder muß man gleich eine Heldenseele und ein Ganzbevorzugter sein, um sein Leben nach eigener Fassung leben zu dürfen und es auch danach gestalten zu können? Diesen Idealismus verwirklichen zu können? Aber hatte er nicht diesen Idealismus in seinem Berufe? Hatte er seinen Beruf nicht deshalb erwählt und sich zu ihm durchgehungert und durchgequält? Ach nein, das ist vorbei für ihn — dieser ganze Idealismus hat sich in der Suppenfrage aufgelöst. Das vollzieht sich ganz von selbst, und wenn einer wäre, in dem sich's nicht vollzöge, der wäre ein fossiler Sonderling. Freilich — nur die Dinge, die flach und platt auf der Erde liegen, trotzdem zwischen Himmel und Erde heben! Dem Stande seinen Glorianschein erhalten.

Er bohrte seinen Gedanken auf einen dunklen Punkt. Im Zimmer tickte und taktete die Uhr.

„Beruf,“ sagte Philipp vor sich hin, „Idealismus, Harmonie, Stand — lauter Worte. Und wenn ich einem den Körper geflickt und die Knochen geheilt habe, was hab ich ihm innerlich gegeben? Nichts! Oder hatte ich einem eine seelische Nahrung zu bieten, eine Wegzehr, ein Almosen nur aus meinem Erfüllten und Erfüllthein? Nichts! Denn was ich zu geben hatte, das war die Kasernenkost aller, eine eigene Küche hatte ich nicht. Die konnte im Idealismus des Berufes, in meinen Standes- und Menschenpflichtersfüllungen nicht aufgetan werden.“

Die Uhr wurde so laut und freischend.

„Vertrauern und versauern — nur wer vom Kampf des Lebens weiß, weiß vom Leben. Und von sich selbst. Ob siegen oder unterliegen, das ist gleichgültig. Es will das Leben gewagt sein. Es will es mit uns selber gewagt sein. Wo's auch hintreibt — Weiß hat recht — es kommt nicht auf den einzelnen an — wir haben alle nur Teil an einer Kaiserkrone, und dafür bekommen wir Badenkrämpfe und Ordenskreuze — auch eine kaputte Brust oder einen ruinierten Schädel.“

Drüben wo ging ein Licht auf — und dahinter gab es einen helleren Schein. Da lag Worms, die Siegfriedsstadt.

Nun fiel ihm Melanies Adresse ein: Paris, bureau des postes 96, Grand Hotel. Paris! Es lag etwas Seltsames in dem Worte auf einmal. Da ging auf einmal ein Weg auf — da stand ein Tor sperrangelweit offen. Paris!

Er wußte nun, er hatte hier Abschied genommen — und wie aus einem Dunkel war es aufgetaucht, wohin er sich wenden wollte. Ins Leben! In seinen Kampf. Da, wo es am bewegtesten und am gefährlichsten war. Paris!

Er schrieb Weiß ein paar Zeilen und die Postadresse, dann schrieb er noch einmal an seine Mutter. Und nun fort, so rasch wie möglich fort.

„Aber es drängt doch nicht,“ sagte er sich.

„Doch,“ antwortete er, „das Leben drängt.“

2.

Philipp fuhr in die Welt, in die Fremde. Er sagte sich stumm das Wort: Fremde. Ganz andächtig und mit dieser

leisen Angst, die in aller Andacht ist. Diese Landschaft, die Dörfer, die Städtchen, die Menschen, die Wolken, der Himmel, die Sonne — das alles war Fremde. Es war anders als zu Hause. Es brachte ihm nichts von ihm selbst entgegen, es hatte nur sich und bot sich ohne innere Bewegtheit, bot sich fremd dar. Das war wieder das Wort. Und nun sann er lange nach über diese Wechselwirkung von den Dingen zu uns und von uns zu den Dingen.

Dann begann er seine Mitreisenden zu studieren. Seine Augen fragten, fragten in sie. Was mochte jeder erlebt haben, was erleben wollen? Wo hatte das Leben seine Spuren hinterlassen, seine Zeichen geschrieben?

Was jeder Mensch erlebt, ist er selbst, die Menschen finden nur oft die Zusammenhänge nicht. Und wie jeder erlebt, das macht ihn, seine Art, seine Armut oder seinen Reichtum, seinen Wert oder Unwert. Das ist sein Besitz, zu Glück oder Leid. Denn keiner entflieht sich selbst.

Er stand auf und stellte sich ans Fenster.

„So trägst Du nun in die Fremde Dein Schicksal, und bald wird sie Dir's entgegenbringen, und es wird Dir um so deutlicher sein, als sie ganz unbeteiligt an Dir ist.“

Das murmelte er vor sich hin und riß sich den Bart. Etwas Jubelndes zog in ihm ein.

„Ein Schicksal haben, ganz gleich, ob gut, ob schlecht, ob zur Niederlage oder zum Siege — nur ein Schicksal haben! Nur nicht gleichgebügelt sein im allgemeinen, nur nicht nichts weiter sein als eine tote Nummer, einer, der bloß bei der Anzahl mitgezählt wird, aber nicht in die Wahrscheinliche fällt, wenn es auf den besonderen Wert ankommt.“

Paris!

Man stieg aus. Er stellte seinen Koffer hin und schaute sich um. Ein Gepäckträger nahm ihn auf. Er schritt lächelnd hinter ihm drein.

„Paris!“ sagte er sich, und noch einmal: „Paris!“ und mit einem Behagen, als ob er einen seltenen Wein schlürfte: „Ich bin in Paris!“

Die Lichtstadt! Zunächst war Philipp enttäuscht: Paris war ihm nicht hell genug beleuchtet, und das Wort Viktor Hugos hatte auch nach dieser Seite eine Vorstellung in ihm erzeugt. Freilich, was die Straßenlaternen veräumten, das holten die Schaufenster nach. Aber die kleinen Gassen, die nach dem Montmartre führten, die waren doch recht düster und blieben's trotz der Läden, die zu Besuch und Betrachtung mit reichem Lichte lockten, selbst der Boulevard Magenta, trotz seiner besseren Beleuchtung, blieb hinter seiner Vorstellung zurück. Die großen Boulevards — auf die war er gespannt — die würden ihm die eigentliche Sensation geben. Noch am Abend, trotz der Reisemüdigkeit, wollte er sie sehen.

Er hatte den Plan von Paris nach dem Bädiker gut studiert — er würde sich schon zurechtfinden.

In einem kleinen Hotel auf dem Montmartre, das ihm unterwegs empfohlen worden war, hatte er Logis genommen. Nachdem er sich ein wenig restauriert hatte, trieb's ihn fort, hinunter in die Stadt, hinein in das reiche Leben.

Er ging die Rue Fontaine hinunter, die Rue Notre Dame de Lorette, Rue du Faubourg Montmartre weiter: er stand auf den Grands Boulevards. Die Straßenbeleuchtung war heller, die Restaurants strahlten im vollen Lichte, ebenso die Läden mit den geschmackvollen und außerordentlich wirksam arrangierten Schaufenstern. Die Menschenmenge auf den Trottoirs, die Wagen und Omnibusse im Hin und Her, lange Züge, das Geschrei der Zeitungsverkäufer, die kleinen Straßensensationen, rasch zum Verkauf eines niedlichen Spielzeugs im drängendsten Verkehr inszeniert, die plaudernden, gestikulierenden, lesenden, trinkenden Menschen, elegante Männer und elegante Frauen! Auffallende Erscheinungen durch Kleidung, Gebaren, Schönheit, Ausdruck, Tracht, durch die Gepflegtheit der Haare, die Eigenart der Frisur, dann wieder durch die genialische Vernachlässigung im Anzug, die Selbstgefälligkeit im Auftreten, die befriedigende Leichtigkeit des Gebarens! Er wurde nicht fertig, nach allen Seiten zu schauen und seine Beobachtungen zu machen. Menschen, die ihm gefielen, die zu einander, zu ihrer Umgebung passten; wie sie auch auftraten, was sie auch taten, geschick alles und

wie auf eine guten Bühne, wo alles Absichtliche durch die Vollendung des Zusammenspiels verdeckt ist. Ein paarmal sah Philipp an sich herab. Er hatte seinen besten Anzug an, aber was war das hier! Sein bester Anzug, mit deutschem Kleinstadtschnitt! Er mußte ja auffallen, er fiel gewiß auf. Aber dann trieb er ein starkes germanisches Stolzgefühl in sich hoch und sagte sich: „Ihr seid, wie Ihr seid, ich bin, wie ich bin!“

Er ging bis zur großen Oper, sah in ein Café, ging dann weiter, blieb einmal bei einem Straßenverkäufer stehen, der die Leute immer noch hinhielt und seine Fagen und Klausen machte, ließ sich dann wieder schieben und rieb sich die Hände vor Vergnügen, so in der Menge drin zu stecken, sich so in die Menge verloren zu haben, sich so tragen und treiben zu lassen wie eine Feder, die in der Luft fliegt, wie ein Wölkchen, das mit den großen Wolken zieht.

Er trat auf die Freitreppe der großen Oper und sah die Lichtreife der Avenue de l'Opéra hinab, drehte sich dann um und staunte das Opernhaus an, das so breit und prunkend dalag. Dann schritt er wieder langsam weiter, wie verloren in der großen Bewegung, am Grand Hotel vorbei bis zur Madeleine, so angenehm willenlos — erst an der Madeleine raffte er sich zu einem Entschluß auf und wechselte das Trottoir. Langsam ging er zurück, nachdem er einen begehrlichen Blick nach Maxims in der Rue Royale geworfen hatte, stauend, ziellos, mitgetrieben wie eine Blanke in den Wellen, verlangend, gesättigt, und immer wieder verlangend. Viel, viel, viel war das, aber nicht genug. Immer mehr begehrte er davon, immer mehr, Weiteres, Neues wollte er in sich aufnehmen. Rasch hatte er sich gewöhnt an den Lärm, an die Menschen, an das Lichtgeflimmer, an die Art des Gehens und Ausweichens — das war der Rheinbasse in ihm mit seinem ererbten Anpassungsvermögen und seiner ihm im Blute liegenden Lebensgewandtheit — und noch mehr kam er sich all ein unter den vielen Menschen vor, zugleich aber auch als einer für sich, der sich verlor und sich selbst besaß, ein Teilchen in der Menge, aber auch ein Teilhaber an der Bewegung. Bewegung — so lange hatte er geruht, nur geruht, dumpf und stumpf — und nun war er ins Treiben gekommen. In Krähwinkel mochten sie jetzt die gehörnten Schädel zusammenstecken, Krähwinkel lag ihm jetzt tausend Meilen hinterm Mond.

Bewegung — nun wollte er sich in ihr erhalten und sich kräftig mit ihr regen, Arme, Beine, Augen und Hände, Herz und Seele, ein Schwimmer sein, der nichts fürchtete, der sich mit erhöhter Wonne in die größten Fährlichkeiten stürzte. Sich tummeln — leben!

Er stand an der Rue de Richelieu. Er war nun doch milde geworden, zu viel hatte auf einmal auf ihn einge-sprochen. Die Reise dazu und das lange Gehen.

Drüben an der Ecke las er eine deutsche Aufschrift. Ein Wiener Restaurant — „Café Viennois“. Vier — „Bürgerliches Brauhaus Pilsen“.

Ein echt deutscher Durst stellte sich ein. Er steuerte hinüber. Und nun wollte er deutsch sein. Er sprach nur deutsch, bestellte deutsch, bat sich eine deutsche Zeitung aus.

Er hörte verloren auf die Musik und trank ein Pilsener nach dem anderen. Mitternacht war vorüber, und die Musik hörte auf. Da sah er, den Kopf in die Hand gestützt, und trank weiter, und sann vor sich hin.

Langsam leerte sich das Restaurant. Er bemerkte auf einmal, daß die Tische rings um ihn schon leer waren. Es war wie ein Erwachen aus einem Traume.

„Ich bin in Paris,“ sagte er sich, um sich recht in die Wirklichkeit zurückzuversetzen. Er rief den Kellner. Er sprach jetzt nur französisch, schauerhaft schlecht und noch dazu mit dem leichten Zungenschlag, den er sich angetrunken hatte. Der Kellner lächelte diskret. Philipp wurde es nun erst recht gemüthlich.

„Guten Abend,“ sagte er liebenswürdig und mit einer gewissen Wärme in den zwei deutschen Worten — und nun noch ein innigeres: „Danke schön!“ für das Türöffnen. Ihm war so wohl, so wohl! Hier durfte er, hier wollte er Mensch sein. Und Herr sein — auch wenn er Stiefel putzen mußte.

(Fortsetzung folgt.)

Sünde und Buße.

Von Ugo Djetti.

4]

Berechtigte Uebersetzung aus dem Italienischen von Friedrich Eich.

Auch Santino war aufgestanden, hatte die Füße fest auf den Boden gesetzt, wie um die Beine zu ermuntern, hatte den Hut ergriffen und schaute dem Pfarrer wieder ins Gesicht.

„Jetzt komme ich mit einer Bitte. Sie leidet keinen Aufschub. In Spoleto muß der Untersuchungsrichter irgendetwas erfahren haben.“

„Was erfahren?“

„Von dem Diebstahl bei Angilei.“

„Der irdische Richter geht mich nichts an. Wenn Du Deine Buße beendet hast, wird Dich der göttliche Richter freisprechen.“

„Ja, ich weiß. Aber ich habe dem Untersuchungsrichter gesagt, daß ich am Sonntag morgen, den 26. September 1905, während der Geldstrafe des Angilei geleert wurde, hier bei Ihnen im Pfarr-hause gewesen wäre und mit Ihnen abgerechnet hätte, daß Sie mich den ganzen Morgen gesehen hätten, bereits vor der Messe und gleich nachher. Von hier bis zur Villa Angilei sei eine Stunde Weges. Ich bin also gerettet.“

„Aber wenn der Untersuchungsrichter . . .“

„Wenn der Untersuchungsrichter Sie fragen sollte, so antworten Sie ihm, was ich Ihnen gesagt habe. Wollen Sie mich verderben? Wollen Sie mich jetzt verderben?“

„Ich will keinen Meineid schwören.“

„Sie haben gar nicht zu schwören. Es handelt sich bloß um einen Verdacht. Der Fall ist zwei Jahre her, und der Unter-suchungsrichter wird glücklich sein, wenn die Sache wieder ein-schläft. Ein Wort von Ihnen genügt. Kein Schwur: Sie brauchen keine Angst zu haben.“

„Ich werde die Wahrheit sagen.“

„Na, ich danke, Don Pietro. Erst veranlassen Sie mich, daß ich wie ein Kind alles ausplaudere, und erteilen mir die Absolu-tion: dann verraten Sie mich. So sind die Menschen. Verlohnt es sich da der Mühe, Neue zu haben? Verlohnt es sich, ehrlieh zu sein? Verlohnt es sich, der Kirche zu schenken, was ich ihr geschenkt habe? Es ist gut: ich sage nichts mehr. Wenn ich festgenommen werde, so werde ich gestehen, alles gestehen: das, was ich gestohlen habe, und das, was ich Ihnen gegeben habe. Das wenigstens werden Sie nicht leugnen.“

„Aber Du bist verrückt . . .“

„Alles werde ich sagen. Und wenn Sie und Ihre Kirche dar-unter zu leiden haben, wird es nicht meine Schuld sein. Ich bin zu Ihnen gekommen, habe mich hingeworfen, habe meine Sünden ge-bichtet, und sie sind mir vergeben worden. Und jetzt verlassen und verraten Sie mich? Urteilen Sie selbst, Don Pietro. Wenn der Untersuchungsrichter Sie befragen wird, so denken Sie an sich, so sprechen Sie, wie Ihr Gewissen es Ihnen gebietet. Jetzt wissen Sie alles. Ich bin in Ihrer Hand. Es ist nun einmal geschehen, und es ist unnütz, jetzt noch darüber zu klagen.“

Und er näherte sich der Treppe.

„Santino, Du kannst doch nicht . . . Santino!“

Santino hatte die Tür geöffnet und betrat die dunkle Treppe.

„Santino!“

Don Pietro eilte hinter ihm her. Als er zum Fenster hinaus-schaute, ging Santino bereits über den Platz, beide Hände in den Taschen. Er schickte nachmittags Cechino aus, um ihn in seinem Hause zu suchen. Santinos Haus war jedoch verschlossen. Niemand hatte ihn zurückkehren sehen.

Don Pietro blieb zwei Tage im Bett, und der Arzt verbot ihm sogar, das Brevier zu lesen. Doch geschah es, daß die Frau des Cechino, die ihm die Fleischbrühe kochte und die Wärmflasche zu seinen Füßen wechselte, ihn des abends sitzend im Bette fand, vor der aus der Kommode gezogenen Schublade, einen Stoß Papiere auf den Knien und so vertieft in das Lesen, daß er noch nicht ein-mal antwortete. Don Pietro schaute die Rechnungen für die Restau-rierung der Kirche durch. Nachts fand er sie dann im Traum in den Wollen wieder, ausgezeichnet in dem ewigen Buche des Soll und Habens, das der Erzengel Michael zur Rechten des Herrn führt und durch-Lörtet, und bei seinem Erscheinen schwiegen die Harmonien der Sphären, und der Erzengel begann mit Donnerstimme zu lesen: „Dem Meister Biacenti für Gips und Zement 110 Lire. Dazu fünfzig Arbeitstage der Maurer 75 Lire . . .“ Und je weiter die schredliche Vorlesung fortschritt, desto tiefer sank die Wolke, auf der er saß, sank wie ein Ballon, der zusammenschrumpft: und unter ihm befand sich ein Abgrund.

Als er sich am Donnerstag erhob, so schwach, daß er die Messe nicht lesen konnte, kam Lorenzo Tricoli, der päpstlicher Kammerer der Ordensgesellschaft der Madonna war, gefolgt von zwei Ordens-brüdern, und überreichte ihm eine Bittschrift mit hundert Unter-schriften von Gemeindemitgliedern, in der er gebeten wurde, das Bild der Madonna mit dem Rosenkranze weder abzunehmen noch zu verändern, „das wunderthätige Bild, von dem schon unzählige Gnadengaben über die Gläubigen ausgegossen worden sind“.

Dies geschah am Morgen. Kurz nach dem Frühstück ruhte Don Pietro im Lehnstuhl aus, als in der Türöffnung der Wachmeister der Carabinieri erschien. Dieser sprach öfters bei dem Geistlichen vor, besonders im Sommer um die heiße Mittagszeit, um mit einem Glase Wein die Mühen der wöchentlichen Streifzüge zu unter-

brechen. Aber in diesem Augenblicke wirkte sein Erscheinen auf Don Pietro wie ein Todesurteil.

Der Wachtmeister lächelte ihn an:

„Don Pietro, nach dem Essen darf man in Ihrem Alter nicht schlafen.“

„Was sagen Sie? Was sagen Sie da? Was wünschen Sie von mir?“

Der Wachtmeister war eingetreten und hatte sich gesetzt. Checchino folgte mit einer Flasche Wein. Don Pietro konnte sich von dem drückenden Gefühl nicht befreien. Er mußte aufstehen:

„Mein Sohn . . .“

„Sie haben geschlafen, wie? Nach dem Essen darf man in Ihrem Alter nicht schlafen,“ wiederholte er und schob das Futteral des Revolvers an dem Ledergurt nach vorne, denn es hinderte ihn daran, sich zurückzulehnen, wenn er trant.

Don Pietro studierte das eheliche Gesicht seines Gastes mit den rasierten Wangen, dem zweigeteilten braunen Spitzbart und den blauen Augen. Bei den früheren Besuchen des Wachtmeisters hatte sich der gute Alte geschmeichelt gefühlt, denn dieser Besuch bewies vor den Augen aller im Dorfe das Zusammengehen und die Eintracht der irdischen Gewalt und der göttlichen, und es war ihm auch eine Veruhigung, denn es schien ihm unmöglich, daß Diebe das Haus betreten könnten, das ein Wachtmeister besuchte. An diesem Tage atmete er jedoch schwer und wagte nicht, das erste Wort zu sprechen. Schließlich hatte er Furcht vor seinem eigenen Schweigen und wagte sich mit einem Wort hervor:

„Neuigkeiten?“

„Ein Automobil hat nah beim Bahnhüterhaus einem Ochsen den Schwanz abgerissen. Ich weiß die Nummer, aber es wird viel Zeit kosten, das Auto zu ermitteln,“ und er erklärte, wie man die Anzeigen gegen Autofahrer abzufassen hätte. Er schloß: „Sie entscheiden schlechter als Diebe.“

Don Pietro überließ es von neuem. Checchino ging hinaus. Der Wachtmeister schwieg, so lange noch die Tritte des Sakristans auf der äußeren Treppe unter dem Fenster zu hören waren.

„Don Pietro, ich möchte Sie um eine Auskunft bitten, aber im geheimen.“

Das Todesurteil tauchte wieder auf.

„Sprechen Sie nur, sprechen Sie nur.“

„Sie kennen Santino, den Makler, der in Amerika gewesen ist.“

„Er war vorgestern hier,“ und es schien ihm, als ob der Lehnstuhl langsam versänke wie im Traum die Wolke vor dem ewigen Vater.

„Um so besser. Wobon lebt er nach Ihrer Meinung?“

„Um . . . er bemüht sich . . . Um die Wahrheit zu sagen, ich weiß es nicht.“

„Ist er ein guter Christ?“

„Er beichtet . . . selten.“

„Um so besser, um so besser. Von einem guten Bekannten haben wir vor einiger Zeit eine vertrauliche Auskunft erhalten, aber der betreffende ist nicht sehr verlässlich.“

Es war ein Wunder, daß Don Pietro nicht wie ein Echo das um so besser des Wachtmeisters wiederholte. Dieser sprach mit leiser Stimme weiter, indem er das leere Glas auf den Tisch setzte und mit seinem Stuhl näher heranrückte.

„Sie erinnern sich des Diebstahls beim Grafen Anzilei, der vor zwei Jahren geschah? Jener gute Bekannte hegt einen Verdacht gegen Santino. Er hat einen Verdachtsgrund: Santino ist zwei Tage vorher in der Villa Anzilei gewesen, um mit dem Verwalter über den Verkauf von einem Paar Ochsen zu verhandeln, und anstatt in das Bureau zu gehen, war er geradewegs durchs Herrschaftstor gegangen. Warum? Er kannte genau die beiden Eingänge, denn hundertmal war er hindurchgegangen. Der Untersuchungsrichter rief ihn ohne weiteres zu sich. Santino verteidigte sich sehr geschickt: er sagte, daß er am Morgen des Diebstahls, — und dabei knöpfte er sich die Jacke auf und entnahm der Brusttasche ein Notizbuch, — daß er am Sonntagmorgen, den 25. September 1906, hier bei Ihnen gewesen wäre, im Pfarrhaus, um mit Ihnen abzurechnen. Ist dem so?“

„Ja . . .“

„Ich kann mir denken, daß es Ihnen nach zwei Jahren schwer fallen wird, sich eines bestimmten Datums zu entsinnen.“

„Nein, im Gegenteil . . .“

„Am Sonntag, den 25. September 1906. Der Diebstahl muß während der Messe geschehen sein.“

„Sie haben recht. Es ist schwer, sich zu erinnern.“

„Wenn Sie einmal Zeit haben, Don Pietro, schauen Sie doch in Ihren Büchern nach . . .“

„Ja . . .“

„Wenn Sie finden, daß das Datum stimmt, daß Santino an jenem Morgen bei Ihnen war, so brauchen Sie mich nicht zu benachrichtigen. Wenn Sie dagegen ersehen, daß er sich gewiß an jenem Tage wenigstens bei Ihnen nicht hat bliden lassen, so lassen Sie mich rufen. Kommen den Sonntag gehe ich nach Nocera, wohin ich für einen oder zwei Monate abkommandiert worden bin. Ich möchte, wenn möglich, die Nachricht vorher haben. Ohne Beweise verhafte ich ihn nicht, darüber sind wir uns einig, der Untersuchungsrichter und ich. Die Prozesse, die bei der Voruntersuchung aus Mangel an Beweisen im Sande verlaufen, ruinieren uns die Karriere.“

Wald darauf ging er fort. Beim Abschied wiederholte er zum dritten Male sehr herzlich:

„Und nach dem Essen schlafen Sie nicht mehr. In Ihrem Alter ist das gefährlich.“

(Fortsetzung folgt.)

Die jüngste geologische Vergangenheit des nördlichen Europa.

Nun sind in den verschiedenen Gebieten Schwedens solche Endmoränen, in steter Folge ziemlich parallel hintereinander angeordnet, zu beobachten, besonders in Ackerbaugebieten, wo der Landmann stets den steinigern Moränen mit dem Pfluge auswich und nur das dazwischen liegende Gebiet bearbeitete. Jede dieser Endmoränen bezeichnet also einen Winter, und bei genauer Kartierung und Kombination der verschiedenen Züge läßt sich leicht berechnen, in wie vielen Wintern, respektive Sommern das Eis seinen Rückzug bewerkstelligt hat, umso mehr als — von kleinen Schwankungen abgesehen — der Rückzug sich ziemlich regelmäßig vollzogen haben muß; die Endmoränenzüge liegen im südlichen Schweden etwa 50 Meter, im Stockholmer Gebiet zirka 200—250 und in Jämtland 300—400 Meter von einander entfernt, die Gletscher zogen sich also jährlich um diesen Betrag zurück. In Uebereinstimmung damit befinden sich die sogenannten Djar-Ablagerungen, die dem Schmelzwasser der Gletscher ihren Ursprung verdanken. Während die Endmoränen sich parallel dem Eisrand entlang ziehen, sind die „Djar“ (wallartige Höhenzüge aus Kalksteinen, Kies und Sand) senkrecht zum Gletscherand, parallel zur Strömungsrichtung des Eises angeordnet. In und auf den Gletschern wurde ständig eine Menge Schmelzwasser frei, das in Spalten unter dem Eise, dazu unter dem gewaltigen Druck der Eismassen, abfloß und, wie bei vielen Alpengletschern zu beobachten ist, als Gletscherbach oder Gletscherfluß aus einem Gletschertor hervorbrach. Diese Schmelzwasser schleppten viel Gesteinsmaterial mit, das sie teils auf ihrem Weg, vor allem aber vor dem Gletschertor in einer Art Delta abgelagerten und aufschütteten. Wsch der Gletscher jedes Jahr zurück, so wurde auch das Gletschertor und damit das Delta des Schmelzwasserstroms nach rückwärts verlegt. Da man die Djarzüge oft mehrere 100 Kilometer weit verfolgen kann, ist es möglich, aus der besonderen Art ihres Aufbaus die Dauer des Eisrückzugs festzustellen, die mit der durch die Endmoränen nachgewiesenen auffallend korrespondiert. Dazu kommt noch ein weiteres: Die Gletscher mündeten ins Meer, das mit deren Rückzug das tiefergelegene Land einnahm; in dem Meere schlugen sich die feineren Rückstände nieder, die die Schmelzwasser der Gletscher dem Binnenlande entführten, und bildeten auf dem Meeresgrunde eine Ton schicht, die sich heute in ganz Schweden in den ehemals vom Meere bedeckten Gebieten findet. Dieser Ton zeigt eine eigentümliche Veränderung: dunkle und hellere Schichten wechseln miteinander ab. Bei genauerer Untersuchung stellte sich die Ursache heraus: im Sommer war die Menge des Schmelzwassers und damit auch die des mitgeführten Schlammmaterials bedeutend größer als im Winter und überwog die Menge der organischen Reste von Tieren und Pflanzen, die im Meere gelebt hatten und dort zu Boden sanken; im Winter war es gerade umgekehrt; im Sommer überwogen die helleren mineralischen Bestandteile in dem Ton schlamm, im Winter die dunklen organischen. Die Wandertone weisen also gewissermaßen Jahresringe auf, und durch Herstellung und Vergleich einer systematisch durchgeführten Reihe von Durchschnitten durch die einzelnen Tonlager gelang es de Beer, nachzuweisen, daß die so gewonnenen Jahreszahlen mit den auf die oben geschilderte Art bestimmten ganz offensichtlich harmonierten.

Auch das Klimaproblem der jüngsten erdgeschichtlichen Vergangenheit erfuhr durch die Verhandlungen des Kongresses mancherlei Klärung. Zudem wurde für künftige Diskussionen eine breitere Grundlage geschaffen, indem das Komitee die Gelehrten der verschiedenen Nationen vorher aufgefordert hatte, die Resultate der Forschungen in den einzelnen Ländern zu bearbeiten. Diese Untersuchungen wurden von dem vorbereitenden Komitee zu einer umfangreichen Veröffentlichung zusammengestellt, die unter dem Titel: „Die Veränderungen des Klimas seit dem Maximum der letzten Eiszeit“ erschienen ist. Als feststehend darf danach betrachtet werden, daß die Eiszeit keine lokale Erscheinung war, die sich auf das nördliche Europa beschränkte, sondern daß damals eine bedeutende Temperaturerniedrigung, verbunden mit einer starken Vermehrung der Niederschläge, auf der ganzen Erde stattgefunden hat; in tropischen und subtropischen Ländern, die heute, wie Persien, Turkestan und andere Gebiete, ein trockenes Steppenklima besitzen, wurde durch die Forschungen der letzten Jahre, z. B. durch die Reisen Sven Hedin's, für eine frühere, unjener Eiszeit entsprechende Epoche ein bedeutend niederschlagsreicherer Klima nachgewiesen.

Während die eiszeitliche Klimaschwankung sich über die ganze Erde erstreckte, scheint eine schwächere, darauffolgende der postglazialen Zeit, die in Skandinavien besonders durch die Forschungen von Prof. Gunnar Andersson festgestellt wurde, mehr lokale Natur zu sein. Zur Zeit des Litorinameeres war, wie aus Torfmoorfunden geschlossen werden kann, in Schweden die Jahresmitteltemperatur um mindestens 2,4 Grad wärmer als heute; die Baumgrenze befand sich nördlicher und in größerer Höhe. Während

im Norden des mittleren Schwedens heute durchschnittlich in 760 Meter Höhe liegt, hat z. B. Verfasser dieses in einem Torfmoor im nördlichen Hartzebalen in 980 Meter Höhe, in einer noch dazu (im August!) gefrorenen Schicht die Wurzel- und Stammreste von Fichten und Erlen gefunden. Es fragt sich nun, ob diese Klimaschwankung auch in anderen Gebieten nachweisbar ist und welche Ursachen ihr zugrunde liegen. Beide Fragen lassen sich bis heute nur dahin beantworten, daß Spuren eines etwas wärmeren Klimas sich in dem Randgebiet des nördlichen Atlantischen Ozeans finden und daß sie möglicherweise in einer Verlegung des Golfstromes begründet sind. Speziell die spontane Temperaturerhöhung in Schweden hat aber noch einen lokalen Grund: die Senkung des Landes, so wenig diese auch an die der Vordiazzeit heranreichte, und die Entstehung des mit dem offenen Ozean in Verbindung stehenden Bitorinameeres. Durch die Senke im mittleren Schweden drang das infolge des Golfstroms wärmere Salzwasser der Nordsee ein und bewirkte eine Verbesserung des Klimas, wie sie das Küstengebiet von Norwegen heute noch aufweist. Die dann wieder einsetzende Hebung des Landes sperrte die breite Verbindung mit der Nordsee ab und süßte seitdem allmählich wieder die Ostsee zu einem kälteren Binnensee aus. Natürlich muß diese Klimaschwankung sich auch im nördlichen Deutschland bemerkbar gemacht haben. Aber die Untersuchungen darüber können noch nicht als abgeschlossen betrachtet werden; die Ansichten über die Torfmoorsunde (und die darin aufgefundenen Pflanzen- und Tierreste bilden ja vorläufig das einzige Untersuchungsmaterial) gehen noch weit auseinander. Jedenfalls dürfte die Ausbreitung des Waldes auf Kosten der Steppenvegetation ein ausgezeichnetes Gradmesser für Klimaschwankungen sein; vielleicht daß da in Zukunft die Vorgeschichtsforschung einmal ein gewichtiges Wortlein mitzusprechen haben wird. Wissen wir doch, daß der vorzeitliche Mensch sich fast ausschließlich in waldfreien Gebieten angesiedelt hat; der Wald ist für eine auf einer niedrigen Kulturstufe stehende Bevölkerung stets ein siedlungsfeindliches Element. Durch eine Zusammenstellung der vorgeschichtlichen Ansiedlungen der verschiedenen Zeitalter ließe sich in Verbindung mit der Geologie und besonders auch der Pflanzengeographie ein Bild von der jeweiligen Verteilung von Wald und Steppe und damit auch von den Verschiebungen der Grenzen zwischen beiden rekonstruieren. eg.

Kleines feuilleton.

Der fliegende Briefträger. Edison ist alt geworden, aber sein Geist wandelt noch immer dieselben Löhnen Bahnen, die so wunderbar praktischen Erfolg und prophetische Phantasie miteinander verbinden. Es ist daher nicht überraschend, daß er sich jetzt auch mit der Zukunft der Flugmaschine beschäftigt und seine Gedanken darüber geäußert hat. Er ist voller Bewunderung für die neuen Erfindungen, wie seine folgende Aeußerung bezeugt, die dem „English Mechanic“ aus New York gemeldet wird: „Wir befinden uns angesichts einer Flugschiffahrt, wie wir sie nie geträumt haben. In zehn Jahren werden Flugmaschinen die Post besorgen und auch Passagiere befördern. Ihre Geschwindigkeit wird 150 Kilometer in der Stunde übersteigen, und es ist kein Zweifel daran, daß sie alles erdenkliche leisten werden. Wenn mich jemand fragt, ob ein Mensch jemals von der Erde zum Monde gelangen wird, so antworte ich nein, weil sich das mit der Vernunft nicht vereinigen läßt. Die Flugmaschine aber wird alles erreichen, was innerhalb einer vernünftigen Voraussicht liegt. Noch niemals habe ich eine Erfindung sich schneller entwickeln sehen. Die Flugmaschinen, mit denen die Regierung der Vereinigten Staaten nach zehn Jahren ihren Postdienst besorgen wird, werden klein sein, gerade nur so groß, wie es zu diesem Zweck erforderlich ist; denn je kleiner sie sind, desto weniger Widerstand bieten sie der Luft. Sie werden aber kräftige Maschinen haben und mit großer Geschwindigkeit fahren.“ An dieser Ausgestaltung und Verwertung der Flugmaschine zum fliegenden Briefträger scheint Edison also vor allem gelegen zu sein. Im übrigen ist er auch davon überzeugt, daß das Fliegen bald für den Menschen nicht mehr besonders gefährlich sein wird, denn er hält es für zweifellos, daß Sicherheitsapparate erfunden sein werden, die eine gefahrlose Landung der Luftschiffe gewährleisten. Endlich sieht er voraus, daß ein elektrischer Antrieb von Flugmaschinen durch drahtlose Uebertragung elektrischer Energie von der Erde zum Motor der Maschine bewirkt werden wird. Hoffentlich hat der alte Edison noch die Freude, die Verwirklichung seiner Hoffnungen zu erleben.

Physiologisches.

Kälte- und Wärmepunkte der Haut. Vor einem Vierteljahrhundert entdeckte der Deutsche Goldscheider und der Däne M. Vir gleichzeitig in der menschlichen Haut gewisse Stellen, die energisch auf Kälte oder Wärme reagierten. Sie stellten fest, daß wir nicht auf der ganzen Hautfläche Kälte oder Wärme spüren, sondern nur an gewissen punktförmigen Stellen, die man z. B. mit einer Stahlfeder abtupfen und herausfinden kann. Die eine Art reagierte nur auf Kälte (man nannte sie deshalb „Kältepunkte“), die andere nur auf Wärme, weswegen sie „Wärmepunkte“ getauft

wurden. Man hat konstatiert, daß im Durchschnitt auf den Quadratcentimeter der Haut etwa 6—23 Kältepunkte, aber nur 0—3 Wärmepunkte kommen. Auf die ganze Oberfläche der Haut berechnet, macht das, wie Dr. G. Decker in seiner Biologie der Sinnesorgane: „Auf Vorposten im Lebenskampf“ (Kosmosverlag) feststellte, etwa 250 000 Kälte- und 30 000 Wärmepunkte. Analog konnten die Punkte bestimmt werden, und schließlich fand man, daß jedes Nervenfädchen, nur einen ganz bestimmten Eindruck weiterleitet: das eine Druck, das andere Kälte, das dritte Schmerz usw. Im Gelehrtendeutsch nennt man das: „Das Gesetz der spezifischen Sinnesenergie“, das Johannes Müller aufgestellt hat. Der Schmerz wird erst „alarmiert“ durch irgend eine Zellenverletzung, durch Zellentod, einerlei ob dieser durch chemische, ätzende Stoffe eintrat oder durch einen Nabelstich, durch Quetschung, Entzündung oder Verbrennung. Ebenso löst der Einweiszersetzung Schmerz aus, einerlei ob er durch Verbrennen oder durch sonstige Verletzungen von Zellen eingetreten ist.

Verkehrswesen.

Berlin als Hafenstadt. Man schreibt uns: Die Bedeutung des Berliner Schiffsverkehrs wird dem Eisenbahnverkehr gegenüber gewöhnlich unterschätzt, ein großer Teil der Güter, die der Reichshauptstadt zufließen, kommen zu Wasser, und zwar auf Gefährten, die im Zeitalter der Elektrizität vorzugsweise anmuten können. Welche gewaltigen Gütermassen aber in diesen „Rähnen“ nach Berlin kommen, zeigt Paul Goehls in einer interessanten Studie „Berlin als Binnenschiffahrtsplatz“, die in Schmoller und Serings Staats- und sozialwissenschaftlichen Forschungen kürzlich erschienen ist. Berlin hat auf seinen Wasserwegen einen Verkehr zu betätigen, der nur noch von dem einiger Rheinhäfen übertroffen wird. Unter den Lastschiffen steht dabei der Kahn in erster Linie. Die Anzahl der Frachtschiffe betrug im Jahresdurchschnitt in den Jahren 1840/44 50 437 mit 1 283 000 Tonnen Frachtgut. Nach zehn Jahren hatte sich dies auf 1 485 000 Tonnen gesteigert, während die Zahl der Schiffe nur 47 933 betrug. Bis 1870/74 hatte sich die Menge der Frachtgüter schon mehr als verdoppelt, die Zahl der Schiffe war auf 67 771 gestiegen. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts konnten dann 75 279 Schiffe gezählt werden, während die Menge der Frachtgüter sich wiederum mehr als verdoppelt und die gewaltige Summe von 7 453 000 Tonnen erreichte. Bis 1907 findet wieder eine Zunahme um fast eine Million Tonnen statt, die Zahl der Schiffe wächst zugleich um 2233. Seit 1840 ist die Zahl der Frachtschiffe nur um 49 Proz., die Menge der Frachtgüter dagegen um nicht weniger als 481 Proz. gestiegen. Die kleinen Fahrzeuge haben nach und nach aus den Berliner Gewässern verschwinden müssen.

Die Zeit der Steigerung seit den vierziger Jahren wurde übrigens durch die wirtschaftliche Erichöpfung infolge der Kriege 1864 und 1866 unterbrochen. 1863 waren 2,7 Millionen Tonnen zu Wasser angekommen, 1866 nur noch 1,7 Millionen und erst im Jahre 1872 war diese Minderung wieder ausgeglichen und eine kleine Erhöhung auf 2,9 Millionen Tonnen erreicht. Eine Vergleichung des Güterverkehrs zu Wasser mit dem Güterverkehr der Eisenbahn ist erst seit 1883 möglich; von 1883—1900 war das Verhältnis 1:2; seitdem hat eine Verringerung zumunsten des Wasserverkehrs stattgefunden, der 1903 nur noch für $\frac{1}{3}$, der von Berlin abgeandten Güter in Betracht kam; sein Anteil an der Ausfuhr geht mehr und mehr zurück.

Erdfunde.

Unbewegliche Gletscher. Zu dem Begriff eines Gletschers scheint das Moment der Bewegung unbedingt zu gehören. Die Bezeichnung Gletscher würde, wenn sie durch ein anderes deutsches Wort erklärt werden sollte, am ehesten mit Eisstrom wiedergegeben sein. Nach den Grundlagen der Gletscherkunde verwandelt sich der auf den Hochgipfeln der Gebirge gefallene Schnee unter der wechselnden Einwirkung von Hitze und Kälte, von Schmelzen und Gefrieren allmählich in Firn; dieser gerät ins Gleiten und wird dann erst zu Firneis und dann zu Gletschereis, das trotz seiner glasartigen Härte wie ein zähflüssiger Körper talabwärts strömt. Daher kommt es auch, daß die Enden der Gletscher mehr oder weniger tief unter die Grenze des ewigen Schnees hinabreichen. Es hat sich nun unter den Sachverständigen ein Streit darüber entsponnen, ob es auch Gletscher gibt, die sich gar nicht bewegen, sich also zu dem gewöhnlichen Gletscher so verhalten würden wie ein Teich zu einem Fluß. Nachdem Professor Tarr behauptet hatte, daß es solche stehende Gletscher in Alaska gebe, die er als totes Eis bezeichnete, ergreifen jetzt zwei andere Naturforscher in der Wochenschrift „Nature“ das Wort, um die Möglichkeit solcher stagnierenden Gletscher zu bestreiten. Wahrscheinlich beruht der Anschein der Bewegungslosigkeit nur auf der Ungenauigkeit der Beobachtung oder auf dem Fehlen eigentlicher Messungen. Bisher ist in der Tat noch kein einziger Gletscher in den Alpen, in Norwegen oder in anderen eingehend studierten Hochgebirgen gefunden worden, der gar keine Bewegung gezeigt hätte. Andererseits bestehen große Unterschiede in der Geschwindigkeit der einzelnen Gletscher, und es mag wohl vorkommen, daß manche dieser Eisströme sich so langsam verziehen, daß ihre Bewegung nur durch eine sehr sorgfältige Messung festgestellt werden könnte. Ein besonderer Beweis dafür würde die Verwachsung der Moränen mit größeren Tämen sein.